

Antisemitismuskritische

Bildungsarbeit

nach dem 7. Oktober

Was hilft und was nicht hilft

Seit dem 7. Oktober 2023 sind nicht nur eruptive Ausbrüche offenen Hasses gegenüber Jüdinnen und Juden sichtbar geworden, sondern auch diskursive Routinen, in denen israelbezogener Antisemitismus als scheinbar legitime „Kritik“ reüssiert. Für die Bildungsarbeit folgt daraus eine doppelte Aufgabenstellung: Sie muss kurzfristig intervenieren und langfristig die Bedingungen – auch der Bildungsarbeit selbst – reflektieren, unter denen antisemitische Deutungen Anschluss finden.

Historisch ist Antisemitismus kein Gegenpol zur „Gebildetheit“. Akademische Milieus trugen seit dem 19. Jahrhundert wesentlich zur Formierung und Zirkulation antisemitischer Deutungen bei; Universitäten prägten und normalisierten sie, indem sie ihnen „wissenschaftliche“ Glaubwürdigkeit verliehen. Diese Einsicht entzaubert das Ideal, der Bildungssektor sei per se ein Schutzraum gegen Antisemitismus – eine Einsicht, die sich angesichts der Dynamiken nach dem 7. Oktober nochmals schärft.

Gerade an Universitäten zeigte sich in den vergangenen zwei Jahren ein deutlicher Anstieg antisemitischer Vorfälle, im Zuge von sogenannten Protestcamps, aber auch im Hörsaal. Als gesamtgesellschaftliches Phänomen macht der Antisemitismus auch vor Schulen und anderen Bildungseinrichtungen nicht Halt. Viele Pädagog:innen

fühlen sich dabei überfordert oder gar paralysiert: Es werden hohe Erwartungen an sie gestellt, was die Bekämpfung des Antisemitismus anbelangt, aber gleichzeitig sind die wenigsten in ihren Aus- und Fortbildungen gut darauf vorbereitet worden.

Was der 7. Oktober verändert hat

Der 7. Oktober und der nachfolgende Krieg in Gaza wirkten vor dem Hintergrund eines ohnehin weit verbreiteten Antisemitismus wie ein Katalysator. Die Antisemitismus-Meldestelle der IKG verzeichnete von 2023 auf 2024 einen Anstieg antisemitischer Vorfälle um rund ein Drittel.^[1] Statt Mitgefühl mit den Opfern der Gräueltaten islamistischer Gruppierungen am 7. Oktober und der traumatisierten israelischen Bevölkerung zu empfinden – keineswegs ein Widerspruch zum Mitgefühl

mit der von Hamas-Herrschaft und Krieg betroffenen Zivilbevölkerung in Gaza –, setzt sich vielfach eine Erzählung durch, in der dem israelischen Staat und seiner Bevölkerung die alleinige Verantwortung für das Leid in Gaza – und mitunter der ganzen Welt – gegeben wird. In antizionistischen Diskursen erscheint Israel als „siedler-kolonialer Apartheidstaat“ und Zionismus als Rassismus. Solche Zuschreibungen sind nicht nur falsch, sondern überblenden auch historische und aktuelle Komplexitäten. Empörung und Desinformation in sozialen Medien begünstigen eine Verweigerung, sich sachlich und emotional reflektiert mit israelbezogenem Antisemitismus auseinanderzusetzen – eine Herkulesaufgabe für Bildungsprozesse.

Was trägt

Neuere Studien und Praxiserfahrungen legen nahe, dass erfolgreiche Interventionen gegen Antisemitismus drei

^[1] Vgl. <https://www.antisemitismus-meldestelle.at/berichte>

Ebenen verbinden: Subjektorientierung, Gegenwartsbezug (auf historisch solider Basis) und Medienkompetenz.

Subjektorientierung bedeutet, die Präkonzepte – Vorstellungen, Emotionen und Deutungsmuster zu Antisemitismus –, die von den Lernenden mitgebracht werden, in den Lernprozess miteinzubeziehen. Statt „richtiges Wissen“ gegen „falsche Stereotype“ zu setzen, braucht es Räume, in denen etwaige Emotionen und Identifikationen, familiär tradiertes oder über soziale Medien Vermitteltes besprechbar werden – ohne antisemitische Aussagen zu normalisieren. Ein subjektorientierter Zugang ist kein Widerspruch zu faktenbasierter Vermittlung, sondern eine Ergänzung, gerade aus der Erkenntnis heraus, dass mit bloßen Fakten dem Antisemitismus ohnehin nicht beizukommen ist, zeichnet er sich doch geradezu durch Faktenresistenz aus.

Ebenfalls wichtig ist der *Gegenwartsbezug*. Auf Basis einer historisch fundierten Auseinandersetzung sind vor allem die gegenwärtig verbreitetsten Erscheinungsformen antisemitischer Kommunikation zu thematisieren. Im Zentrum steht dabei der israelbezogene Antisemitismus, der durchaus von legitimer Kritik am Staatshandeln Israels abgrenzbar ist; eng verwoben ist er mit sekundärem Antisemitismus (nicht trotz, sondern *wegen* Auschwitz) sowie mit islamischem Antisemitismus – zudem speist er sich aus alten (christlichen) Motiven. Gleichzeitig gilt es, jegliche Externalisierungen und Engführungen zu vermeiden. Antisemitismus ist nicht das Monopol „der anderen“ – weder „bildungsferner Milieus“ noch einer bestimmten religiösen oder ethnischen Gruppe. In politischen Ideologien wie dem Rechtsextremismus oder Islamismus ist er jedoch essenzieller Bestandteil. Dies bedeutet, dass Antisemitismus in der Bildungsarbeit gegenwartsbezogen und ideologiekritisch angegangen werden muss, identitäre Zuschreibungen an die Bildungssubjekte sind dabei zu unterlassen.

Zentral für die gegenwärtige Bildungsarbeit gegen Antisemitismus ist die Stärkung der *Medienkompetenz*. Desinformation und affektive

Bildpolitiken in sozialen Medien treiben nicht nur gesellschaftliche Polarisierung im Allgemeinen, sondern auch den Antisemitismus im Konkreten voran. „Media Literacy“ und eine Reflexion über die Bedingungen der Informationsverarbeitung im sozial-medialen Zeitalter stärken demgegenüber die Resilienz gegenüber Antisemitismus. Zusätzlich zu einer allgemeinen Medienkompetenz, vor allem im Bereich sozialer Medien, wären aber auch in Zeiten von Echokammern insbesondere Ambiguitätstoleranz und die Fähigkeit zum Perspektivenwechsel zu fördern – etwa durch die pädagogische Begleitung der Auseinandersetzung mit kuratierten Nachrichten-Apps oder – fernab der Auseinandersetzung mit Medien – durch frühkindliche Erziehung und kontinuierliche pädagogische (Beziehungs-)Arbeit.

Für alle drei genannten Bereiche sind jedoch Defizite feststellbar: Präkonzepte in Bezug auf Antisemitismus sind nicht ausreichend erforscht und in die Bildungsarbeit integriert, Bildungsmaterialien zu israelbezogenem Antisemitismus existieren zwar (in begrenztem Ausmaß), werden aber nicht flächendeckend eingesetzt bzw. sind Lehrkräfte häufig nicht ausreichend auf die potenziell emotional sehr aufgeladenen Diskussionen vorbereitet. Medienbildung ist zwar in Österreich ein Unterrichtsprinzip, aber hinkt gerade angesichts des rasanten Bedeutungsanstiegs sozialer Medien hinterher.

Was trägt nicht

Aus der Praxis lassen sich mehrere wiederkehrende Problemlinien identifizieren. Erstens die Reduktion von Antisemitismus auf „falsches Wissen“. Wer Antisemitismus nur als korrigierbaren Irrtum behandelt, verkennt ihn als Welterklärung, die gesellschaftliche Widersprüche personifiziert und sich mit Verschwörungsdenken verschränkt. Dem ist nicht allein mit Fakten zu begegnen, sondern mit einer Auseinandersetzung mit Emotionen und der Analyse gesellschaftlicher und individuell-psychischer Funktionen von Antisemitismus.

Zweitens die thematische Kurzführung auf den Nationalsozialismus.

Historische Tiefenschärfe ist unverzichtbar, aber Antisemitismus kann nur in seiner *longue durée* – mit Blick auf seine Wandlungsfähigkeit – verstanden werden.

Drittens der reflexhafte Schwenk auf den Nahostkonflikt als Abwehrkommunikation: Wo über Shoah, Erinnerung und heutigen Antisemitismus gesprochen werden soll, wird ein verzerrtes Bild von Israel häufig vorgebracht, um die thematische Auseinandersetzung zu verschieben. Pädagogisch erfordert das mehrerlei: das Erkennen von Abwehrmechanismen, die Fokussierung auf das Thema, das im Zentrum stehen soll und gleichzeitig die Anerkennung weiterer thematischer Relevanzen; die Markierung problematischer Aussagen, aber auch das Schaffen einer vertrauensvollen Atmosphäre, in der über die Motive und Bedürfnisse hinter den Äußerungen gesprochen werden kann – ohne antisemitische Inhalte stehen zu lassen.

Abschließend

Antisemitismuskritische Bildung braucht Haltung, Qualifizierung und Strukturen – nicht (ausschließlich) Kurz-Workshops, sondern ausreichend verlässliche Ressourcen, langfristige Förderung und Schutzkonzepte für Jüdinnen und Juden. Erst auf dieser Basis kann eine vernetzte Praxis aus historischer Tiefenschärfe, Gegenwartsanalyse, Medien- und Bildkompetenz sowie Subjektorientierung gedeihen, die nötig ist, um antisemitische Deutungen nicht zu ignorieren, zu reproduzieren oder ihnen lediglich punktuell zu begegnen, sondern sie nachhaltig zu irritieren und zu bearbeiten. Dafür unerlässlich sind Organisationsentwicklung und Qualifizierungsmaßnahmen, um Bildungseinrichtungen und die darin Tätigen im Umgang mit Antisemitismus zu professionalisieren. Dies gilt für Schulen sowie für alle weiteren Bildungseinrichtungen – auch für den Bereich der Erwachsenenbildung, in dem die antisemitismuskritische Bildungsarbeit ohnehin ein (nahezu) unbeackertes Feld darstellt.

Elke Rajal, Politikwissenschaftlerin, arbeitet an der Universität Passau zu zeitgenössischem Antisemitismus und Rechtsextremismus.